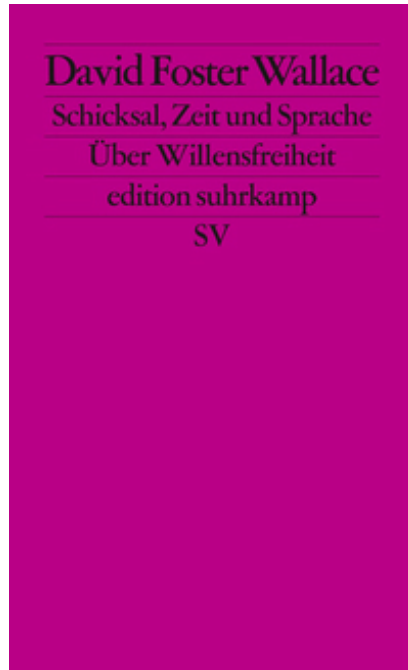


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Wallace, David Foster
Schicksal, Zeit und Sprache

Über Willensfreiheit
Aus dem Englischen von Frank Jakubzik

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2653
978-3-518-12653-0

edition suhrkamp 2653

Können wir die Zukunft durch unser Handeln beeinflussen? Oder ist sie von Gott, vom Schicksal oder von Naturgesetzen vorherbestimmt? Diese Frage beschäftigt Philosophen seit der Antike. 1985 nahm sich ein Student vor, sie ein für allemal zu lösen – David Foster Wallace. Er jongliert souverän mit modallogischen Formeln und Diagrammen und führt exzentrische Beispiele ins Feld, die direkt seinen Erzählungen entsprungen sein könnten: Terroristen, Stabhochspringer, Tennisspieler ohne Schläger. Neben dem posthum erschienenen Aufsatz enthält der Band eine biographische Skizze über Foster Wallace' Studentenzeit und eine kurze Einführung in die Modallogik.

David Foster Wallace (1962-2008) gilt als einer der bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller der letzten Jahrzehnte.

David Foster Wallace

Schicksal, Zeit und Sprache

Über Willensfreiheit

Herausgegeben von Steven M. Cahn und Maureen Eckert

Aus dem Englischen von Frank Jakobzik

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe dieses Bandes erschien unter dem Titel *Fate, Time, and Language. An Essay on Free Will* 2011 bei Columbia University Press (New York). Sie enthält eine Reihe weiterer Texte zu Richard Taylors Essay »Fatalismus«, die nicht in die deutsche Ausgabe übernommen wurden (vgl. dazu die Anmerkung auf S. 203). Joachim Bromands kurze Einführung in die Grundbegriffe der Modallogik ist in der US-Ausgabe nicht enthalten.

Erste Auflage 2012

edition suhrkamp 2653

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

David Foster Wallace, »Richard Taylor's »Fatalism« and The Semantics of Physical Modality« copyright © The David Foster Wallace Literary Trust 2011.

Richard Taylor, »Fatalismus« erschien zuerst in: *The Philosophical Review* 71/1 (1962), S. 56-66.

James Ryerson, »A Head That Throbbes Heartlike: The Philosophical Mind of David Foster Wallace« copyright © James Ryerson 2011.

Für die übrigen englischen Originaltexte: copyright © 2011 Columbia University Press.

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12653-0

Inhalt

ZUR EINFÜHRUNG

James Ryerson Herzrasen im Kopf David Foster Wallace als Philosoph	9
Steven M. Cahn Richard Taylor und der Fatalismus	55
Joachim Bromand Modalitäten und Fatalismus bei David Foster Wallace. Eine Einführung	58
Richard Taylor Fatalismus	70
Maureen Eckert Die Erneuerung der Fatalismusdebatte durch David Foster Wallace	85

DER ESSAY

David Foster Wallace Richard Taylors »Fatalismus« und die Semantik physikalischer Modalitäten	93
---	----

EPILOG

Jay L. Garfield David Foster Wallace als Student. Eine Erinnerung	199
---	-----

Anmerkungen	203
-------------------	-----

ZUR EINFÜHRUNG

James Ryerson
Herzrasen im Kopf

David Foster Wallace als Philosoph

Mit dem am 12. September 2008 von eigener Hand aus dem Leben geschiedenen David Foster Wallace, dem Autor von *Unendlicher Spaß*, hat die amerikanische Gegenwartsliteratur ihren intellektuell ambitioniertesten Schriftsteller verloren. Wie vor ihm Thomas Pynchon und William Gaddis schrieb Wallace große, kopflastige Romane, die mit enzyklopädischem Wissen aufgeladen und von obskuren Ideen beseelt waren. In seinen Essays behandelte er ein atemberaubendes Spektrum akademischer Themen, das von der Lexikographie über den Poststrukturalismus bis hin zu den neurologischen, ethischen und epistemologischen Aspekten des Schmerzempfindens bei Wirbellosen reichte. Der Geschichte des mathematischen Unendlichkeitsbegriffs widmete er mit der *Entdeckung des Unendlichen* ein ganzes Buch. Und auch das für ihn typische Stilmerkmal, die exzessive Häufung von Fuß- und Endnoten, war eine Art Hommage an die Wissenschaft.

Zugleich hegte Wallace jedoch auch einen Argwohn gegenüber aller Theorie. Er wußte um die Gefahren des abstrakten Denkens, das einen (insbesondere wenn es um sich selbst kreist) von der Beschäftigung mit realeren, dringlicheren Problemen abhalten kann. Beim Lesen seiner hochreflektierten, fiebrig dialektischen Texte wird man immer wieder Zeuge des quälenden Kampfs um Erkenntnis: Wer auf der Suche nach der Wahrheit sehr tief in Theorien eintaucht, verfehlt sein Ziel womöglich gerade deshalb. Bestimmten

Paradigmen, etwa der verkopften Ästhetik der Moderne oder der cleveren Effekthascherei der Postmoderne, stand er besonders mißtrauisch gegenüber, da sie sich seiner Meinung nach zu weit von den »uralten traditionellen Wahrheiten der Spiritualität, des Empfindens und der menschlichen Gemeinschaft« entfernten. Er fand, daß man sich ernsthafter mit diesen grundlegenden Wahrheiten auseinandersetzen müsse, tat das jedoch selbst mit eklektischen, zuweilen esoterischen Methoden. Ein Widerspruch, wie er für Wallace typisch war: Das theoretische Werkzeug, das ihm helfen sollte, die großen Fragen der Menschheit zu lösen, drohte ihn zugleich auf ewig auf Distanz von den Zusammenhängen zu halten, die er herstellen wollte.

Angesichts seines enormen Intellekts und einer großen, ihn kultisch verehrenden Anhängerschaft überrascht es, daß sein einziger systematischer Beitrag zur Wissenschaft – wie man nach seinem Tod feststellte – noch unveröffentlicht und nahezu unbekannt war. Es handelt sich um die 1985 am Amherst College eingereichte, einer Magisterarbeit vergleichbare Undergraduate Honor Thesis in Philosophie über »Richard Taylors Fatalismus-Aufsatz und die Semantik physikalischer Modalitäten«. Kein Zweifel, das Thema ist eher entlegen. Der im ursprünglichen Typoskript 76 Seiten umfassende Aufsatz über Logik, Semantik und Metaphysik ist nichts für Leser, denen beim philosophischen Rasonieren leicht schwindelig wird. Achtung, hier ein Beispiel: » \emptyset (eine physikalisch mögliche Struktur) [sei] eine Reihe separater, aber sich kreuzender Pfade j_1 - j_n , die jeweils eine Verbindung zwischen geordneten Paaren $\langle t, w \rangle$ (\langle Zeit, Welt \rangle) bezeichnen, die in einer auf der diachronen physikalischen Kompatibilität des physikalisch Möglichen beruhenden simplen Zugänglichkeits-Relation zueinander stehen.« Kein Wunder,

daß seine Schilderung einer Kreuzfahrt leichter zum Leser fand.

Jedoch ist Wallace' Abschlußarbeit, ihrer scheinbaren Undurchdringlichkeit zum Trotz, luzid argumentiert und mit ein wenig Geduld und Fleiß auch dem mit den Widrigkeiten der akademischen Philosophie unvertrauten Laien zugänglich – was all jene freuen wird, die ihr Verständnis seines Werks vertiefen wollen. Der Aufsatz eröffnet einen Zugang zu einem kaum bekannten Aspekt seines Denkens: der schon in jungen Jahren ernsthaften Beschäftigung mit philosophischen Fragestellungen, die für seine Vorstellungen vom Sinn und den Möglichkeiten der Literatur bedeutsam bleiben sollten. Zudem markiert der hier vorgelegte Essay eine wichtige Phase seiner denkerischen Entwicklung, und wenn man erst einmal verstanden hat, worum es in dem Text geht, erfährt man aus ihm einiges über die Anfänge von Wallace' Bemühen, die Kräfte seines formidablen Verstands für das Gute, Schöne und Wahre einzusetzen, um sich gegen die Verlockungen der Intellektualität zu feien und seinen innigsten Überzeugungen einen festen Boden zu verschaffen.

* * *

Die Professoren, die Wallace Anfang der achtziger Jahre am Amherst College unterrichteten, sahen in ihm ein seltenes philosophisches Talent, einen Ausnahmestudenten, der analytische Wucht mit einem hohen Arbeitsethos und unermüdlichem Fleiß verband. Daneben zeugten seine Arbeiten von einer fortgeschrittenen Kenntnis der Grundlagen des Fachs. Sein Vater James D. Wallace, der Philosophie an der University of Illinois in Urbana-Champaign lehrte, hatte ihm gründliche Einblicke verschafft. Im Alter von 14 Jahren hatte

David wissen wollen, was Philosophie sei, worauf sein Vater mit ihm Platons Dialog *Phaidon* durchging. »Kein Undergraduate-Student, den ich bis dahin gehabt hatte, begriff die Dinge so rasch und fand derart reife und elegante Lösungen«, erklärte mir James Wallace. »Damals wurde mir überhaupt erst klar, über welch phänomenalen Verstand David verfügte.« Selbst nachdem er etwa ab Mitte des Studiums begonnen hatte, Prosa zu verfassen, verstand sich David Foster Wallace in erster Linie als Philosoph. »In meinen Augen war er ein extrem begabter junger Philosoph, der in seiner Freizeit Romane schrieb«, erinnert sich auch Jay Garfield, der Wallace' Abschlußarbeit mitbetreute, in seinem Beitrag im vorliegenden Band. »Mir war nicht klar, daß er in Wahrheit einer der begabtesten Romanciers seiner Generation war, der nebenbei philosophierte.«

Wallace interessierte sich in seiner Collegezeit vor allem für auf strenger Formalisierung beruhende Disziplinen wie die mathematische Logik und die Sprachphilosophie, in denen man Schlußregeln und Begrifflichkeiten vermittels hochspezialisierter Werkzeuge (etwa den logischen Operatoren der Aussagenlogik) möglichst exakt zu formulieren sucht. Er besuchte ein Seminar über Ludwig Wittgenstein, dessen Frühwerk auf der Auseinandersetzung mit den beiden Begründern der modernen Logik, Gottlob Frege und Bertrand Russell, beruht. Von Wittgensteins erstem Buch, dem *Tractatus Logico-Philosophicus*, war Wallace, wie er sich 1992 in einem Brief an den Romancier Lance Olson erinnert, »zutiefst ergriffen«. Neben kühnen Thesen über das Wesen und die Grenzen der Sprache bietet der *Tractatus* auch einige methodische Neuerungen, unter anderem moderne »Wahrheitstabellen« zur logischen Analyse von Aussagen. Auf viele Leser mag der *Tractatus* beängstigend spröde und anspruchs-

voll wirken; Wallace war, wie er rückblickend meinte, von dessen »kalter formaler Schönheit« angerührt. Als man im Seminar zum sogenannten Spätwerk vordrang, in dem Wittgenstein die Ideen und die strenge Methodik des *Tractatus* zugunsten neuer Annahmen und eines lockereren, weniger mathematisch-exakten Stils verwirft, war Wallace zunächst wenig beeindruckt. Wie er Olson schrieb, empfand er die *Philosophischen Untersuchungen*, den Höhepunkt der späten Philosophie Wittgensteins, als »einfältig«.

Seine intellektuellen Neigungen zu jener Zeit waren, wie er später einräumte, vermutlich von dem Wunsch bestimmt, sich von seinem Vater abzusetzen. James Wallace war 1963 an der Cornell University mit einer Dissertation (über Dinge, die man zum Vergnügen tut) in Philosophie promoviert worden. Sein Doktorvater Norman Malcolm war ein enger Freund und Schüler Wittgensteins. Wie Malcolm bewunderte auch James Wallace Wittgensteins Spätwerk und konnte wenig mit der Art Philosophie anfangen, die David faszinierte. »Ich interessiere mich nicht für formale Logik und diese Dinge«, erklärte er mir. »Es hat mich immer amüsiert zu sehen, wie sich Logiker auf ein philosophisches Gebiet begeben und versuchen, eine Frage in Axiome zu übersetzen, um dann doch wieder bei Problemen der formalen Logik hängenzubleiben, anstatt sich mit den eigentlichen philosophischen Problemen des jeweiligen Gebiets zu befassen.« Als David 1997 von dem Journalisten Charlie Rose in dessen Talkshow gefragt wurde, welche philosophischen Interessen er und sein Vater gemeinsam hätten, hob er die Unterschiedlichkeit ihrer Vorlieben hervor. »Ich habe zwar im Hauptfach Philosophie studiert«, sagte er, »aber meine Interessengebiete waren mathematische Logik und Semantik und dergleichen, die mein Vater für eine Art höheres

Geschwafel hält. Es ist also ziemlich merkwürdig: In gewisser Hinsicht bin ich in seine Fußstapfen getreten, während ich ihm zugleich die obligatorische lange Nase gedreht habe.«

Außerdem identifizierte Wallace später einen weiteren, ihm zunächst nicht bewußten Wunsch hinter den philosophischen Vorlieben seiner Jugend: das Verlangen nach jener besonderen Art von Schönheit und Ästhetik, die für streng formalisierte Systeme wie die Mathematik oder das Schachspiel typisch sind. Kaum war er aus den offenen Weiten seiner Heimat Illinois nach Amherst, ins hügelige Massachusetts gekommen, erfaßte ihn eine plötzliche Begeisterung für die Mathematik (obgleich er seiner eigenen Darstellung nach nicht besonders gut in Mathe war). In dem autobiographischen Essay »Derivative Sport in Tornado Alley« führte er sein Interesse an diesem Fach später auf ästhetische Gründe zurück: die strenge Topologie der mathematischen Logik habe ihn an die flachen rechtwinkligen Landschaften des Mittleren Westens erinnert, da beide auf »Vektoren, Linien und Linien kreuzenden Linien, Gittern« beruhten. So eröffnete selbst eine stark formalisierte Wissenschaft sinnliche Genüsse. In einem 1993 erschienenen Interview mit dem Literaturkritiker Larry McCaffery erklärte Wallace, er sei als Philosophiestudent »auf der Jagd nach einer bestimmten Form von Erregung« gewesen, einem in bestimmten Momenten aufblitzenden Gefühl, das er zunächst nicht begriffen habe. »Einer meiner Lehrer nannte diese Momente ›mathematische Erfahrungen«, erinnerte er sich. »Ich wußte damals noch nicht, daß eine mathematische Erfahrung an sich ästhetisch ist, eine Epiphanie im ursprünglichen Joyceschen Sinn. Diese Momente ergaben sich, wenn man einen Beweis abschließen konnte oder einen Algorithmus löste.

Oder wenn man überraschend auf eine wunderbar simple Lösung stieß, nachdem man das halbe Notizbuch mit unbeholfenem Gekritzel vollgeschrieben hatte. Ich glaube es war Yeats, der vom ›Klick beim Schließen einer gut gearbeiteten Schatulle‹ sprach – genauso ein Gefühl war das. Das Wort, das mir dazu immer einfällt, ist ›klick‹.«

* * *

Das Pendant dieses »Klicks« ist die Schatulle, die sich nicht schließen läßt, das Rätsel, das der Auflösung widersteht. Gegen Ende seines Studiums stieß Wallace auf einen berühmten Aufsatz aus dem Jahr 1962, in dem der Philosoph Richard Taylor unter dem schlichten Titel »Fatalismus« eine moderne Argumentation für die Triftigkeit dieser uralten metaphysischen Lehre vorlegt. Der Fatalismus geht davon aus, daß die Zukunft gänzlich vorherbestimmt ist und daß wir sie durch unser Tun und Lassen ebensowenig ändern können wie die Vergangenheit. Nicht wir entscheiden durch unser Handeln, wie die Zukunft aussieht, sondern die Zukunft bestimmt gewissermaßen rückwirkend, was in der Gegenwart geschieht. Die Ausführung einer Tat, die allein meiner freien Entscheidung zu unterliegen scheint – etwa, ob ich den Abzug meiner Pistole betätige oder nicht –, ist in Wahrheit entweder von vornherein ausgeschlossen oder unvermeidlich. Wir können nicht mehr tun, als dem kosmischen Fluß der Dinge zu folgen.

Wie der Determinismus, sein bekannterer metaphysischer Cousin, geht auch der Fatalismus davon aus, daß es uns niemals möglich ist, anders zu handeln, als wir es tatsächlich tun. Im Gegensatz zum Determinismus führt er dies allerdings nicht auf eine durch die Gesetze der Newtonschen

Physik, der Thermodynamik oder der Quantenmechanik beschriebene unentrinnbare *Kausalität* der Ereignisse zurück. Vielmehr behauptet zumindest Richard Taylor in seinem Aufsatz, die Wahrheit dieser Doktrin lasse sich allein durch *logisches* Schließen aus einer Handvoll Aussagen über die Zukunft herleiten. In einer vereinfachten Form lautet das Argument etwa folgendermaßen: Wenn ich in diesem Moment einen Schuß aus meiner Pistole abfeue, wird ihr Lauf einen Augenblick später heiß sein, drücke ich nicht ab, bleibt er kalt – aber: Die Behauptung *In einer Sekunde wird sich der Lauf meiner Waffe heiß anfühlen* ist bereits zum jetzigen Zeitpunkt unvermeidlich wahr oder falsch. Ist sie wahr, werde ich nicht umhinkönnen, die Waffe abzufeuern; ist sie falsch, werde ich nicht umhinkönnen, dies nicht zu tun. In beiden Fällen diktiert der zukünftige Zustand der Dinge, was ich in der Gegenwart tue oder lasse.

Offensichtlich fischen wir hier in trüben Gewässern – dennoch hat sich der Fatalismus in seiner langen Geschichte immer wieder allen Einwänden entziehen können. Die ursprüngliche Argumentation findet sich in Aristoteles' in der Mitte des 3. Jahrhunderts v. u. Z. erschienenem Buch *De Interpretatione*, später lieferten unter anderem Augustinus, Boethius und William von Ockham theologisch inspirierte Varianten. Richard Taylors moderne Version der fatalistischen Beweisführung ist nicht zuletzt deshalb so schwer zu widerlegen, weil sie sich lediglich auf eine Handvoll unbestrittener Grundprinzipien der Logik stützt – etwa, daß eine jede Aussage entweder wahr oder falsch sein muß, daß q notwendig aus p folgt, wenn p hinreichende Bedingung für q ist, und so weiter.

Verständlicherweise behagte Wallace die durch Taylor scheinbar bewiesene Weltansicht nicht. Immerhin unterstellt

sie, daß wir den Lauf der Dinge nicht zu verändern vermögen, daß es keine alternativen Möglichkeiten gibt, daß jede Geschichte unvermeidlich so ablaufen muß, wie sie abläuft. Daneben verstörte ihn aber auch die Art der Argumentation, die Tatsache, daß, wie Jay Garfield es mir gegenüber ausdrückte, »eine unannehmbare metaphysische Schlußfolgerung aus derart unscheinbaren Prämissen folgen sollte«. Die Logik, so wenig unser Denken auf sie verzichten kann, ist eben nicht mehr als ein Instrumentarium formaler Techniken zur Bestimmung der Relationen zwischen unterschiedlichen Aussagen – wie konnte Taylor aufgrund einer Reihe wenig aufregender logischer Prämissen zu einer derart substantiellen Schlußfolgerung über das Wesen des Schicksals kommen? Offenbar waren hier Logik, Sprache und Dingwelt aus ihrer gewöhnlichen Ordnung gebracht und auf unzulässige Weise miteinander vermischt worden.

Auch Taylor selbst hatte Schwierigkeiten mit seiner Argumentation und stand ihr ambivalent gegenüber. Zwar hielt er seine Annahmen und Folgerungen für richtig, doch schmeckte ihm nicht recht, worauf sie hinausliefen. So schien es ihm zunächst, daß er, um das unliebsame Resultat zu vermeiden, die für die meisten logischen Systeme unverzichtbare Annahme aufgeben müsse, daß jede Aussage entweder wahr oder falsch ist (allerdings war er später überzeugt, daß diese radikale »Lösung« ihrerseits unliebsame Konsequenzen haben würde). Wallace wiederum bereitete die Vorstellung einer derart aus den Fugen geratenen Welt großen Kummer. »Er war in vieler Hinsicht sehr besonnen«, erzählte mir Willem deVries, der heute Philosophie an der University of New Hampshire lehrt und damals Wallace' Abschlußarbeit betreute. »Er interessierte sich nicht für Philosophie, weil man auf diesem Gebiet befremdliche, hirnverbiegende Ar-

gumente konstruieren kann. Er kannte sich mit Hirnverbiegungen ganz gut aus. Vielleicht weil sein eigenes Hirn sich so mühelos verbiegen ließ.«

Die Frage war also, wie sich die fatalistische Beweisführung aus der Welt schaffen ließ. Bis Mitte der sechziger Jahre hatte Taylors Aufsatz eine Reihe von Kritikern und Verteidigern auf den Plan gerufen, denen es jedoch nicht gelungen war, die Vertreter der anderen Seite zu überzeugen. (Zu den Verteidigern gehörte übrigens auch Taylors Schüler Steven M. Cahn, der heute an der City University in New York Philosophie lehrt und Mitherausgeber des vorliegenden Buches ist.) Beim Lesen der Beiträge zu der damaligen Diskussion gelangte Wallace zu der Überzeugung, daß es sich die Kritiker zu leicht gemacht hatten, da sich ihre Argumente als Scheinbeweise nach dem Muster einer *Petitio principii* entlarven ließen, indem sie gerade das zur Prämisse machten, was erst zu beweisen gewesen wäre. Im Grunde lief das auf die Behauptung hinaus, Taylors Argumentation müsse fehlerhaft sein, da sie die Theorie des Fatalismus für wahr erklärte – *die einfach nicht stimmen konnte*. Wallace, der auf Seiten der Kritiker stand, fand es unerträglich, daß ihre Einwände von Taylor und seinen Verteidigern mühelos ausgeräumt werden konnten. »Wenn man die Literatur zu Taylor liest, kriegt man Magengeschwüre«, schrieb er einen Monat vor Abgabe seiner Arbeit an William Kennick, in dessen Wittgenstein-Seminar in Amherst alles angefangen hatte. Die in seinen Augen inhaltlich richtigen, aber schlecht formulierten Einwände würden einer nach dem anderen »abgeschossen, weil sie das Argument lediglich zurückweisen, aber nicht widerlegen«.

Der von John Turk Saunders formulierte Einwand etwa zielt auf eine von Taylors scheinbar unverfänglichen Prä-

suppositionen, nämlich jene, die besagt, daß eine Handlung nicht durchführbar ist, wenn eine für sie notwendige Bedingung nicht vorliegt. Wenn ein Schwimmer notwendig Wellen erzeugt, bedeutet eine glatte Wasseroberfläche, daß gerade niemand schwimmt. So weit, so gut. Wenn man sie erweitert, so Saunders, widerspricht diese schlichte Aussage jedoch unserem intuitiven Verständnis des Möglichen. Zwar bedeute eine ungekräuselte Wasseroberfläche zweifellos, daß ich gerade nicht schwimme, das heiße aber keineswegs, daß es mir vor einem Moment nicht *möglich* gewesen wäre zu schwimmen. Einen später eintretenden Zustand als Einschränkung gegenwärtig bestehender Möglichkeiten heranzuziehen, lasse sich einfach nicht mit unseren Intuitionen vereinbaren.

Das erscheint zunächst plausibel. Den Fatalisten bietet sich hier jedoch ein starkes Gegenargument an, da die Intuition, auf die Saunders seinen Einwand stützt, ihrer Auffassung nach eben gerade falsch ist und sie das mit Taylor sogar *begründen* können. So mag jemand über alle nötigen Fähigkeiten und Voraussetzungen für eine Handlung (also etwa Schwimmkenntnisse und einen See) verfügen, aber dennoch nicht imstande sein, diese Handlung auszuführen, weil es ihm die physikalischen Umstände (hier: die ein paar Augenblicke später immer noch ungekräuselte Wasseroberfläche) unmöglich machen – was genau das ist, was die fatalistische Argumentation beweisen will. Warum also sollten wir nicht statt dessen unsere Intuitionen revidieren und akzeptieren, daß zukünftig bestehende Zustände unsere Handlungsmöglichkeiten in der Gegenwart sehr wohl einschränken können? Sollte eine gute Beweisführung nicht gerade solche Meinungsänderungen herbeiführen?

Über diese Replik geriet Wallace regelrecht in Wut. »Es

interessiert mich nicht einmal mehr, ob das fair ist oder nicht«, schrieb er an Kennick. Daß ihn die fatalistische Argumentation fast zur Verzweiflung trieb, machte es jedenfalls auch nicht leichter, sie zu widerlegen und auf den erlösenden »Klick« zu kommen. Deshalb war er, wie er an Kennick schrieb, bereit, sich notfalls »krummzulegen«, um sich den Verweis auf die abweichenden Intuitionen des Fatalisten nicht einzuhandeln. Und dafür mußte er Taylors Argumentation so weit wie irgend möglich folgen – und dann trotzdem zeigen, daß sie nicht zu dem befürchteten Ergebnis führte, nämlich einem Universum, in dem nach Maßgabe von ein paar logischen und sprachlichen Winkelzügen lediglich Tatsachen, aber keinerlei *Möglichkeiten* existieren.

* * *

Zu den Stärken des Philosophen David Foster Wallace gehörte sein Sinn für Teamwork. Im Gegensatz zu manch anderem Studenten glaubte er nicht, eine alteingeführte philosophische Debatte durch stilles Grübeln in seinem Zimmer im Wohnheim voranbringen zu können. Seine Abschlußarbeit beruht nicht nur auf seinen eigenen Überlegungen, sondern auch auf der geschickten Nutzung der vorhandenen Literatur zu Taylor sowie Gesprächen mit vielen Professoren und den »philosophyheads« (wie sie einer seiner Kommilitonen in Amherst nannte) unter seinen Mitstudenten. Er ging, mit anderen Worten, wie ein professioneller Wissenschaftler vor. So führte Wallace auch mit Kennick, der nicht zu den Betreuern der Arbeit gehörte, eine ernsthafte Korrespondenz, in der er mit penibler Sorgfalt auf Fragen einging, die Kennick aufwarf (etwa so: »Zu Pkt 5: Ob eine Entscheidung, die man nicht anders treffen kann, trotzdem noch eine